

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

78 (2.4.1899) [] Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 77



Nr. 77. Karlsruhe, Sonntag, den 2. März 1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterzagt.

Zuchhei, am Rhein!

10

Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.
(Nachdruck verboten.)

„Bei uns sind gestern zwei Herren abgestiegen,“ beginnt Else geheimnisvoll.
„Das ist doch nicht gerade eine Neuigkeit,“ meint Mimi gelangweilt.

„Aber der eine davon ist Kapitän.“

„A—a—ach? Kapitän auf einem Schiff?“

„Wo denn sonst? Doch nicht auf der Eisenbahn?“ lacht Else. Sigrid ist ein wenig bleich geworden.

„Wenn bei Euch ein Schiffskapitän absteigt, so ist das doch nichts Besonderes,“ bemerkt sie mit dem Verhuch, gleichgiltig zu erscheinen.

„Das wohl nicht, Sigrid. Aber wie sein Schiff heißt? Rate einmal.“

„Wie kann ich das raten?“ murrt Sigrid, nervös mit dem schmalen Goldreifen an ihrem linken Arm spielend.

Geheimnisvoll hält Else die Hand an den Mund, während sie der Freundin neckend ins Ohr tuschelt:

„Brinhibde.“

„Ah, gerade so — wie —“

„Gerade so, wie das Schiff, mit dem Du von Amerika kamst.“

Sigrid blickt einige Sekunden schweigend vor sich hin.

„Wie heißt der Kapitän?“ fragt sie dann hastig, während die Röte der Erwartung ihre Wangen färbt.

Elses zieht ein nachdenkliches Gesicht.

„Ja, wenn ich den Namen wüßte! Bei der Vorstellung habe ich den natürlich überhört und ins Fremdenbuch eingetragen haben sich die Herren noch nicht.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Ein echter Seebär: sonnenverbrannt, kraftstrotzend, ungeschickt, fast tölpelhaft. Du wirst beide Herren übrigens heute abend kennen lernen. Herr Biesemann hat sie eingeladen.“

„A—a—ach? Das sind also die fremden Herren!“ ruft Mimi lebhaft. Ihr ganzes Interesse scheint plötzlich zu erwachen. Hastig springt sie von der Chaiselongue empor.

„Dazu muß der Herr Kapitän auf dem Meer das Sprechen so ziemlich verlernt haben,“ fährt Else fort. „Ja“ . . . „nein“ . . . „doch“ . . . „vielleicht“ . . . mehr ist nicht aus ihm herauszubringen.“

Die Erregung, welche sich Sigrids bemächtigte, als sie den Namen des Schiffes „Brinhibde“ hörte, schwindet.

„Dann ist es nicht mein Kapitän,“ scherzt sie, „der konnte schon sprechen. Einmal habe ich ihn im Sturm beobachtet. Wie er da von der Kommandobrücke mit seiner Löwenstimme heruntersprach — ich weiß nicht, was mir damals mehr imponierte — er oder der Sturm.“

„Na, unser Kapitän, der donnert nicht los,“ lacht Else. „Der spricht kaum.“

„Ach was, da muß man ihn eben zum Reden bringen!“ ruft Mimi wichtig. „Manche Männer sind schüchtern; die armen Teufel müssen etwas ermutigt werden. So steht's auch in meinem Buch „Die Kunst zu heiraten“.“

Ueber das soeben noch blasiert gleichgiltige Mädchen ist eine quecksilberne Unruhe gekommen. Hastig eilt sie zum Spiegel, zupft ihre Locken zurecht und probiert ein paar verführerische Augenaufschläge.

Während Sigrid und Else über das komische Bild noch heiter lachen, kommt der Diener und überreicht Mimi zwei Visitenkarten mit der Meldung, er habe die Herren in den Salon geführt.

„Kommt, Kinder, schnell!“ ruft Mimi, einen flüchtigen Blick auf die Karten werfend. „Die beiden Fremden aus dem „Feuchten Get!“ . . . So eilt Euch doch, damit die Herren nicht so lange warten müssen!“

„Nun kommst Du ja gleich den stummen Kapitän zum Reden bringen,“ neckt Else.

„Das werde ich auch, verlaßt Euch drauf.“

Und Mimi eilt den beiden andern voraus in den Salon.

VIII.

Sigrids Erinnerungen.

In dem geräumigen Salon der „Villa Fatime“ erwarten inzwischen die beiden Freunde die Damen des Hauses.

Voll Interesse schweift Kofks' Blick über die phantastische, in gesuchter Unordnung und Genialität arrangierte Ausstattung des Zimmers. Gobelins, japanische Fächer, fremdländische Waffen, Laßos, Alpenstöcke, orientalische Shawls, chinesische Vasen und Tigerfelle — alles in buntem Durcheinander . . .

Besonders das lebensgroße Bild einer Orientalin, welches in grellen Farben von einer Staffelei herunterkollert, scheint seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Etwas wie Erstarrten malt sich in seinen Zügen. Nachdenklich zieht er die Seiten in Falten; dann schüttelt er den Kopf. Woher sollte er auch diese üppige Orientalin mit den halb verschleierte Augen und den vollen, sinnlichen Lippen kennen? . . .

Leises Kleiderrauschen weckt ihn aus seinen Betrachtungen. Die drei jungen Mädchen betreten soeben das Zimmer.

Schon beim ersten Anblick des großen, blondbärtigen Mannes dort zuckt Sigrid zusammen. Unwillkürlich verlangsamte sich ihr Schritt, während Mimi auf die beiden Herren zugeht.

In ihrer fröhlich-harmlosen Weise übernimmt Else Dahlheim die Vorstellung:

„Herr Kofks, Privatgelehrter und Weltreisender . . . Herr Kapitän —“

„Alsen,“ vollendet dieser auf ihren fragenden Blick.

„Herr Kapitän Alsen,“ wiederholt Else. „Und hier meine Freundinen Fräulein Mimi Biesemann, die Nichte des Hausbesizers, und Fräulein Sigrid Burthard.“

„Ihr Herr Onkel hatte die Güte, uns beide Fremdlinge mit einer Einladung zu seinem heutigen Feste zu beehren,“ beginnt Kolfs mit einer tiefen Verbeugung vor Mimi. „So wollen wir uns erlauben, vorher unsern Besuch —“

„Onkel ist leider noch nicht da,“ fällt Mimi ein, indem sie einen ihrer schwärmerischen Augenaufschläge ins Feuer führt. „So müssen Sie schon mit uns Damen vorlieb nehmen.“

„Ein höchst angenehmer Tausch, meine Gnädige!“ Und wieder eine tiefe Verbeugung, doch diesmal mehr in der Richtung hin, wo Else neben Sigrid steht. „Sie wohnen ja hier, wie in einem Museum.“

„Ja, das Zeug hat Onkel alles von seinen Weltreisen mitgebracht,“ bemerkt Mimi gleichgiltig. Sie eilt zu einem reichgeschmückten, perlmuterausgelegten Kredenzisch und fällt fünf Römer mit „Ammannshäuser“:

„Bitte, wollen Sie mal unsern Wein versuchen? Er ist sehr gut.“

„Ein Willkommentrunk,“ ergänzt Sigrid, das zierliche Tablett den Herren präsentierend.

„Machen wir sofort! Auf Ihr Wohl, meine Damen!“ ruft Kolfs heiter.

„Auf Ihr Wohl,“ bestätigt Alsen. Und „Profit!“ erschallt es melodisch von drei Paar frischen Mädchenlippen.

Während Kolfs langsam sein Glas leert, fliegen seine Blicke wieder forschend zu dem Bild der Obaliske auf der Staffelei hinüber. . . . Und plötzlich stummert es über sein Gesicht wie ein Blitz der Erkenntnis.

„Gefällt Ihnen die?“ neckte Else, nach der Staffelei deutend.

„Gefallen? Nein! . . . Aber ich glaube, die Dame ist mir schon irgendwo einmal begegnet.“

„A — a — ach? Das wird aber Onkel freuen!“

Mit großem Interesse betrachtet jetzt Kolfs eine antike Vase, die auf dem Kamin steht, während es noch immer von unterdrückter spöttischer Geisterheit in seinem Gesicht zuckt.

„Wie schön die ausgeführt ist!“ bemerkt er, bewundernd auf die Vase deutend.

„Da sollten Sie aber erst einmal die Vase draußen im Garten sehen,“ ruft Else lebhaft, „zehnmal größer als diese. Das hier ist nur das Modell. Soll ich sie Ihnen zeigen?“

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, mein Fräulein.“ Und sich zu Sigrid und Mimi wendend, fügt er humoristisch hinzu: „Darf ich den Damen meinen Freund für einige Minuten anvertrauen?“

„Oh bitte, gehen Sie nur!“ macht Mimi mit einer gönnerhaften Handbewegung, während Sigrid etwas befangen dem davonschreitenden Paare nachblickt.

Einige Augenblicke herrscht Schweigen unter den drei Zurückgebliebenen. . . . Sigrid nimmt zuerst das Wort.

„Sie erkennen mich wohl nicht wieder, Herr Kapitän? Wie sollten Sie auch! . . . Ich aber erkannte Sie auf den ersten Blick.“

„Sie — mich, gnädiges Fräulein? Woher denn?“

„Vom Atlantischen Ozean her, Herr Kapitän, und von Ihrer „Branhilde.““

„Ah! Sind Sie einmal mit meinem Schiff gefahren?“

„Ja, von New-York her nach Bremen.“

Trotzdem ruhen die ernstesten Augen des Kapitäns auf dem Mädchen.

„Von New-York zurück nach Bremen,“ wiederholt er sinnend.

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich. War es nicht einmal im Mai — gerade wie jetzt?“

„Ganz recht; gerade vor zwei Jahren. Ich glaubte nicht, daß Sie sich dessen noch erinnerten. Sie haben mittlerweile auf Ihren Fahrten so viele Menschen kennen gelernt —“

„Das wohl; aber nicht viele, an die man sich besonders erinnert, gnädiges Fräulein.“

Reiches Rot steigt in Sigrids Wangen.

„Ich habe die Fahrt nicht vergessen,“ sagt sie dann fast zögernd. „Ach, das Meer, das herrliche Meer! Und Sie erklärten mir alles so schön, Herr Kapitän, Sie führten mich durchs ganze Schiff, machten mich auf alles aufmerksam —“

„Da fahren Sie wohl immer so auf dem Meer herum?“ ruft plötzlich Mimi vom Schaukelstuhl her, indem sie sich langsam auf und nieder wiegt. Schon eine Zeitlang hat sie ihr Hirn damit abgemüht, wie sie wohl in das Gespräch der beiden eingreifen könne.

Als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten, zuckt Alse zusammen.

„Ja,“ erwidert er lakonisch, ohne den Blick von Sigrid zu wenden.

„Nach welchem Buch reisen Sie denn mit Ihrem Schiff?“ fährt Mimi naiv fort, „nach dem Barcheder oder Meyer?“

Jetzt wendet der Kapitän doch den Kopf.

„Nach dem Kompaß.“

„A — a — ach? Damit kommen Sie wohl weit in der Welt herum?“

Abermals fliegen Alsens Blicke zu Sigrid hinüber, die ein leichtes Hüfeln nicht unterdrücken kann.

„Ja,“ entgegnet er dann kurz.

Doch Mimi läßt sich nicht so leicht abweisen.

„Waren Sie schon einmal in Chicago, Herr Kapitän?“

„Auch.“

„Da fand einmal eine Weltausstellung statt. . . . In Madrid waren Sie aber noch nicht?“

„Nein.“

„Das ist schade, da giebt's ein wunderbares Museum. . . . Haben Sie auf Ihren Reisen immer schönes Wetter gehabt?“

Unwillkürlich ist Alsen, während Mimi eine Frage nach der andern hervorprudelt, mit seinem Sessel ein wenig von ihr weggerückt. Jetzt lächelt er überlegen:

„Schönes Wetter? Manchmal hörte es in einemfort auf zu regnen.“

Diese Antwort ist unverkennbar zu hoch für Mimis Begriffsvermögen.

Bismarcks letzte Tage.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht folgende hochinteressante Mitteilungen Schweiningers, welche die nächste Nummer der „Zukunft“ bringen wird, mit einer Einleitung von M. Garden.

Zu stillen Gedanken, wie sich an Gräbern ziemt, wird diesmal Bismarcks Geburtstag gefeiert. — „Der erste ohne ihn“, wie Schweiningers schrieb, als er die Gabe hatte, mir das „Gedenkbuch“ zur Ansicht zu senden, das er „in tiefer, nie schwindender Trauer auf das Grab des Einzigen niederlegen“ wollte. Das kleine Buch wird, unter dem Titel „Dem Andenken Bismarcks“, am 1. April bei Hitzel in Leipzig erscheinen; es kostet nur eine Mark und besteht aus zwei Abchnitten: „Wie Bismarcks Erinnerung und Gedanken“ — so wollte der Fürst selbst sein Buch nennen — enthalten, und „Einiges über Bismarcks Leben“. Wer über den Toten die Stimme eines zärtlich Liebenden hören will, das Wort eines Mannes, der für den Menschen Bismarck forgend mehr that als irgend ein anderer, sollte nicht veräumen, das Büchlein zu lesen. Sensationelle Enthüllungen wird er vergebens suchen, auch den ganz persönlichen Stil, der Ernst Schweiningers unter Hunderten kennlich macht, vielleicht vermissen. Der geniale ärztliche Künstler, der uns seit dem Jahre 1888 den damals von den ihn behandelnden Ärzten, von Freireichs und anderen Autoritäten als verbrannt, nur in lässiger Greifenruhe „noch ein Weildchen zu fristen“ bezeichneten erhalten hat, legte das Gewand seiner in Kraftfülle strogenden Individualität ab, ehe er daran ging, sein erstes Wort über den Mann zu sprechen, der drei Lusten hindurch im Mittelpunkt seines Lebensinhaltes stand. Es wird nicht das letzte Wort bleiben. Der reiche Schatz, den Schweiningers in seinen Tagebüchern besitzt, wird der großen Gemeinde der Liebenden zugänglich gemacht und mancher Ausspruch, mancher große und kleine Wortsatz des Führers auf dem Wege zur deutschen Einheit wird so erst den Deutschen bekannt werden. Einzuweilen hat der Verfasser seiner Arbeit enge Grenzen gesetzt. Der unermüdlich treue Pfleger hielt sich nicht für befugt, die Thür des Krankenzimmers zu öffnen und der neugierigen Menge hüllenlos den ihm liebsten Menschen zu zeigen, der da lebte, kämpfte und litt; er wollte noch keine „Krankengeschichte“, keine ausführliche, dem medizinisch geschulten Leser genügende Schilderung der Therapie und des Krankheitsprozesses geben, sondern nur „Einiges über Bismarcks Leben“ erzählen, zwanglos den Laien erzählen, wie sein — manchmal recht impatient — Patient lebte, bevor er ihn kennen lernte, in welcher körperlichen Verfassung er ihn fand und wie der mächtige Geist dann mählich zur Äuße ging. Auch über das künftige Grenzgebiet, wo in diesem weltgeschichtlichen Fall medizinische mit politischen Erwägungen zusammenstießen, wollte er noch kein allzu großes Licht veroreiten; sonst hätte er länger bei den ersten Wochen des Jahres 1890 verweilt und mehr über die Tage gesagt, da das unsmutige Gerücht, der Kanzler sei morphiumsuchtig und zu konzentrierter, klarer Geistesarbeit unfähig, emsig verbreitet und von schlauen Strebern politisch ausgenützt wurde. . . . Auf das Gedenkbuch sollte kein bitterer Tropfen fallen; und der nur, der

zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird in dem kleinen, anspruchslosen Buch die Spur großer Konflikte fühlen.

Deutlicher ist eine andere Lücke sichtbar: Schweminger spricht nicht über seine eigene Tätigkeit; er begnügt sich, den kurzen und doch so vielsagenden Satz zu citieren, den Bismarck selbst über ihn schrieb, und festzustellen, daß er seit dem 17. Oktober 1897 die Art des Leidens richtig erkannt hatte, das dann nach fast 10 Monaten dem Leben des Fürsten ein Ende machte. Wie werde ich die Stimmung des dunklen Oktobertages — es war der 19. — vergessen, an dem, während es draußen dämmerte, Schweminger mir, um doch einem sein von Trauer erfülltes Herz ausschütten zu können, sagte: „Es ist Greifenbrand“. Dem kräftigen, garnicht sentimentalen Manne stürzten die Thränen aus den braunen Augen; er mußte: Es ist aus, keine Kunst könnte mehr helfen . . . Nie hat ein Mensch sehnlischer gewünscht, sein Blick möchte ihn getäuscht haben. Doch er hatte richtig gesehen und alles, was er mir damals über den wahrscheinlichen Verlauf des Leidens und über die Möglichkeit, es zu begrenzen und aufzuhalten, sagte, ist, im Schlimmen und Guten, bekräftigt worden. Was dieser Arzt dem Fürsten war, wie er ihn pflegte, erheiterte, aueregte, je nach dem Bedürfnis der Stunde iponnie oder jügelte, mit wie zärtlicher Haushalterfürsorge er die seit Jahren fast völlig erschöpften Kräfte der Fürstin schonte und ihr Leben bis an die äußerste Grenze dem Mann und den Kindern erhielt, wie er nach ihrem Tode dann den Eifer verdoppelte, um den Schmerz der Hinterbliebenen zu künftigen und abzulenkten — das habe ich früher anzudeuten versucht, will ich, wenn seine Tagebücher veröffentlicht werden, ausführlicher zu schildern versuchen. Heute seien hier nur noch ein paar Stellen aus dem Buch mitgeteilt, an denen der Arzt die letzten Leidenstage seines Pfleglings schildert. M. S.

Am 30. Juli 1898, nach 11 Uhr, beendete eine rasch verlaufende Lungenlähmung (akutes Lungenödem) das an Arbeit, Mühen und Sorgen einzige, leider aber auch an Körper- und Seelenbrüchigkeit überreiche Leben Seiner Durchlaucht des Fürsten Otto v. Bismarck. Der Vereingte hatte ein Alter von 83 Jahren und 4 Monaten erreicht. Ein Abschluß, wie ihn die Lungenlähmung herbeiführte, war von dem behandelnden Arzt schon seit längerer Zeit in den Bereich der Möglichkeiten gezogen und befürchtet worden. Nachdem ungewöhnlich starke Atembeschwerden, Ningen nach Lust und sehr schmerzhaft auftretenden die Existenz in den dem Ende vorhergehenden Stunden — der Morgen hatte, nach einer wenig ruhigen Nacht, leidlich begonnen — sehr qualvoll gestaltet hatten, erfolgte das Ende relativ sanft und ruhig. Es war den ärztlichen Bemühungen gelungen, die Schmerzerscheinungen mit Hilfe einer Morphiuminjektion und heißer Schwämme, die auf Hals und Brust gelegt wurden, allmählich zu lindern und so etwas Ruhe zu schaffen, die noch erhöht wurde, als es schließlich möglich geworden war, Atmungshindernisse durch mechanischen Eingriff zu entfernen und so etwas freiere Bahn für die Respiration zu gewinnen.

Nachdem in den Sommermonaten des Jahres 1897 wiederholt Schmerzattacken in Beinen, Nacken und am Spann des linken Fußes als Vorerkrankung und Mahnung gekommen und wieder verschwunden waren, meldete sich am 17. Oktober (1897), gewissermaßen unmotiviert in seinem plötzlichen Auftreten und seiner jählingsbaren Stärke, im linken Bein und Fuß ein überaus heftiger Schmerz, der in mannigfachen Schattierungen, Nuancierungen und Kombinationen von nun an bis zum Lebensende währte und das Dasein oft mehr als qualvoll, ja mitunter geradezu unerträglich machte.

Leider mußten diese Erscheinungen bei der Lage der Sache sofort als beginnender Greifenbrand aufgefaßt werden: Eine Diagnose — wie oft hatte der Arzt im Laufe der folgenden Monate den Wunsch, sie möge sich in diesem Falle als ein Jecum herausstellen! — die der weitere, langwierige und unerbittlich schmerzhaft Verlauf nur zu traurig bestätigen sollte. Und so begann denn unter Umständen, die Liebe, Treue und Anhänglichkeit an den großen Kranken und ihr humanes Empfinden auch für die Ärzte (Schweminger und Ehrenfelder) zu wahrhaft tragischen machten, mit allen Mitteln, die nur irgend im Bereich der Wissenschaft und Kunst zur Verfügung standen, der schmeizend geführte Kampf gegen das furchtbare Uebel. . . . Es wurde erreicht:

1. Der Schmerz, der oft ungewöhnliche Steigerungen erfuhr und anfangs selbst die Bettlage — „das Bett, mein bester Freund, will mich nicht mehr,“ sagte S. D. — unerträglich machte, wurde in relativ erträgliche Bahnen gelenkt und im Laufe der Zeit mehr und mehr auf die nicht zu vermeidenden Momente der Reizung durch Bewegung und Auftreten beschränkt.

2. Der Schlaf war, ohne daß wir mit Morphium und anderen Mitteln zuviel nachhelfen, deren Wirkung durch Mißbrauch abschwächen oder den Organismus dadurch schädigen mußten, in leidlich gute Verhältnisse gebracht. Selbst in den letzten Tagen wurde noch eine Schlafdauer von 10 bis 12 Stunden durchschnittlich erreicht.

3. Die Ernährung war gut und genügend. Die Bewegung auch mit dem kranken Bein war bis zuletzt nicht völlig aufgehoben; und der durch die Zeitungsberichte historisch gewordene Rollstuhl galt weniger einem absoluten Bedürfnis als der Erleichterung des Ver-

kehrs im Hause, den Gästen gegenüber, der Bewegung im Freien und der Ersparung unnötiger Schmerzen.

4. Die geistige Kraft und Schaffensfähigkeit blieb bis zuletzt vollständig ungedrohen.

5. Der Brand blieb bis zum letzten Tage ein trockener (gangraena sicca) und hatte selbst nach zehnmonatigem, in subjektiver und objektiver Beziehung vielen Schwankungen unterworfenem Verlauf sich nicht weiter als handbreit über den Fußrücken und Spanna, sowie etwa enteneigroß über den Nacken ausgebreitet. Und obwohl zeitweise über Abgestorbenheit, Kältegefühl, Stumpfsinn geklagt wurde, obwohl Blutarmut und teigige Schwellungen, mitunter recht starke, vorhanden waren, obwohl komplizierende, vielleicht in ihrer Wirkung — Hemmung des Blutrückflusses und dadurch größerer Blutreichthum — nicht immer ungünstige, intercurrente Venenentzündungen auftraten und oft weit über das Knie züngelten, war doch zuletzt eine Abgrenzung (Demarcation) unterhalb der Knöchel erreicht, die den örtlichen Prozeß zu günstigerem Abschluß zu führen versprach, — als andere, allgemeine Erscheinungen auftraten, die diese Hoffnung leider jäh zerstörten.

6. Das Ende wurde nicht durch den brandigen Prozeß und seine Folgen, sondern durch Erschöpfung: Herz- und Lungenchwäche mit konsekutivem Lungenödem und Herzparalyse, bedingt.

7. Das Geheimnis wurde der Außenwelt und dem Kranken gegenüber streng gewahrt.

Es war nicht ganz leicht, die laufende Welt auf eine im Befinden des Fürsten eingetretene Wandlung in harmloser Weise vorzubereiten, ohne dabei die eigentliche Art und Intensität des Leidens durchschimmern zu lassen; man mußte verhindern, daß er das Wesen seines Zustandes aus den Zeitungen erfuhr oder durch zahllose oft wohlgemeinte, aber doch inopportune Anfragen und ungewollte Ratsschläge aufmerksam gemacht und beunruhigt wurde. Dank dem treuen Zusammenwirken aller Beteiligten wurde dieses Ziel, wie bemerkt, trotzdem erreicht, und es blieb dem tapferen Helden erpart, sich über die eigentliche Natur seines Leidens Rechenschaft geben oder volle Klarheit verschaffen zu müssen. Allerdings —: Er legte auch kein allzu großes Gewicht darauf. Er berichtete mit großer Klarheit und mit gewohnter genialer Originalität über die Art seiner Schmerzen — „man müßte,“ bemerkte er z. B. einmal, „die Schmerzen wie Farben unterscheiden können“ — und wünschte, das „Heute“ weniger unangenehm zu verleben, ohne sich um das „Morgen“ besonderen Kummer zu machen. Er war in dieser Beziehung ganz ruhig und erklärte, als er sich mehr an den Rollstuhl gefesselt sah, scherzend: „Ich bin doch wirklich nun lange genug Diplomat gewesen, um mir die Diplomatentracht par excellence (Podagra) auch einmal etwas ausgiebiger gestalten zu können.“ Er erwartete nichts „Eigentliches“ mehr, erklärte sich wiederholt für „vollständig abgefunden im Leben“, sprach einmal sinnend: „Nicht Euphorie wünsche ich mehr, sondern Euthanasie“ und sah dem Kommenden mit schöner Ruhe entgegen.

Aber sein Geist, sein Humor, sein Interesse, seine Feishe blieben intakt bis in die letzten Tage. Immer noch war sein Gespräch bei und nach den Mahlzeiten die Freude der Seinen . . . Das Neujahrsfest — die gerade damals durch eine Agentur vorbereitete und ihm durch die Zeitung natürlich bekannt gewordene Todesnachricht erheiterte ihn nur — und seinen Geburtstag feierte er in alter Weise. Noch im Laufe des Frühjahrs machte er mit Familienmitgliedern, Freunden oder dem Arzte Spazierfahrten — darunter sehr lange und heitere — in seinen Wald; noch im Juli wollte er damals hinaus, die Freuden des Landmanns und Sigers an dem, wie ihm gemeldet war, prächtig stehenden Roggen zu genießen, und schon war ein Apparat konstruiert, um ihm bei dieser beabsichtigten Ausfahrt das Einsteigen in den Wagen unter Verhütung von Schmerzen am Fuße zu gestalten. Und als er um dieselbe Zeit zum letztenmale im Rollstuhl den Park und die Terrasse besuchte, da war es ein Strandwunderwunder, eben erblühter La France-Rosens, der ihm Freude bereitete und ein Lächeln entlockte. So hatte selbst für den schwer Kranken das Leben, hatte die geliebte Natur noch immer Freuden.

Erst in den letzten Tagen vor dem Ende kamen hier und da leichte Abirrungen des Bewußtseins, Phantasien, die auf ein Uebergreifen des Allgemeiprozesses auch auf diese Gebiete schließen ließen, vor. Aber auch hier blieb er gewissermaßen noch Herr über das Leiden. Er sprach darüber, erkannte, daß etwas Fremdes vorgegangen war, und sagte das einmal in die bezeichnenden Worte zusammen: „Heute nachmittag war ich teilweise etwas außerhalb; jetzt habe ich mich wieder mit mir zusammengefunden.“ Solche Störungen waren indessen nur selten; und so erschien er denn zwei Tage vor dem Ende, nach langen, ziemlich ungünstigen Stunden, wie durch ein Wunder noch einmal erstanden, als sei nichts verändert, zur abendlichen Tafel im Kreise der Seinen . . . Noch einmal sah man in voller Feishe sein klassisches, von Hunderttausenden seiner Volksgenossen na Herzen getragenes und in den fernsten Ländern wohl gekanntes Antlitz, noch einmal entzündete er alle durch seine graziose, blühende, geistprühende, hirtende Rede; noch einmal trank er, wie versüßigt, mit frohem Behagen den bevorzugten Schaumwein, noch einmal sah er nach aufgehobener Tafel in alter Weise, die Pfeife rauchend, an dem gewohnten,

historischen Platz, — und so steht er denn frisch und kräftig, selbst im letzten Schimmer des schon herabsinkenden Lebenstages noch einmal als Sieger vor allen Dänen, die das Glück und den Schmerz erlebt haben, Zeugen seiner letzten Lebenszeit zu sein. Was menschliche Fürsorge zu erreichen vermochte, war erreicht worden: Das furchtbare Leiden hatte trotz zehmonatiger Dauer seine geliebte Gestalt gewissermaßen nur mit mahnendem Finger berühren dürfen. . . . So traf ihn der Tod und nahm ihn, den trotz allem unverehrt und aufrecht Gebliebenen, ein erlösender Freund, nach schwerem, aber nur kurzem Kampfe aus unserer Mitte.“

Prof. Dr. Ernst Schwenninger.

Zum Gedächtnis an Johannes Brahms.

† 3. April 1897.

Gerührt ward eine Harfe
Zu wunderbarem Klang,
Ein starkes, mächt'ges Klauischen
Aus ihrem Innern drang.
Bald tönt' sie Melodien
Voll herbem, bitterm Leid,
Bald jubelnd helle Weisen
Der Lust und Fröhlichkeit. —
Dazwischen leises Bangen
Um Lieb' und Liebeslust — —
Der Harfe Töne drangen
Tief in der Menschen Brust.
Ein Meister schlug die Saiten,
Ein Geist von Gott gesandt,
Und sie erbeben mächtig
Berührt von seiner Hand.
Er regte seine Schwingen
Dem Adlerkönig gleich,
Gewaltig klang sein Singen
Weit in das Deutsche Reich.
Den Lorbeer ihm zu reichen,
Wer dünkt sich dessen wert?
Wer kann es ganz ermessen,
Was uns sein Geist besichert?
Wo lindernd herbe Schmerzen
Sein „Requiem“ erklingt,
Das tief die Menschenherzen
Mit Trost und Licht durchdringt,
Wo hehre Wunderweisen,
Erweckt durch Künstlers Hand,
Die Seele mit sich reißt
In fernes Jauerland,

Wo seine Lieder leben
In jangesfroher Brust,
Da ist man seines Segens
Sich erst recht voll bewusst.
Aus keuscher, erster Seele
Schöpft er die Harmonien,
Aus tiefverborg'nen Quellen
Den Strom der Melodien.
Ein Sohn des deutschen Volkes
War deutsch sein ganzes Sein,
Das Wesen kraftvoll, männlich,
Die Seele zart und rein.
Wohl ging er durch dies Leben
Einjam in Freud und Leid,
Doch war ihm ja gegeben
Ein himmlisches Geleit.
Das ihm in dunkeln Stunden
Voll lichten Trost's genah
Und Segen ließ erblühen
Aus seiner Thränenfaat.
Nun ist verstummt die Harfe,
Des Meisters Mund erbleicht,
Er ruht von seiner Arbeit,
Sein Ziel hat er erreicht. —
Parnassus' Höhn erblicket
Er jetzt im Sonnenlicht,
Doch — ob er auch entrickelet —
Ans starb der Meister nicht!
Johannes Brahms lebt weiter
In seiner Freunde Schaar —
Wir rühmen dankerfüllt,
Daß er „der Unse“ war.
C . . . t.

Kunst und Wissenschaft.

* Das Mosel-Lied, das bekanntlich das Trarbacher Kasino in Trarbach für Kompositionen zur Preiskonkurrenz ausschrieb, fand bei den Kompositionen Deutschlands und Oesterreichs eine ungemein zahlreiche Bearbeitung. Es liefen nicht weniger als 1675 Kompositionen ein. Der Dirigent des Würzburger Akademischen Gesangsvereins, Simon Breu, und W. Lasser, erhielten den ersten Preis. Dichtungen gingen 2150 ein.

Verschiedenes.

Heber die am Papste ausgeführte Operation hat jetzt einer der behandelnden Aerzte, der römische Professor der Chirurgie Dr. Mazzoni, einem ausländischen Journalisten eingehende Mitteilungen gemacht; er sagte: „Seine Heiligkeit hatte an der linken Seite gegen den Rand der Darmbeinegend eine lipomartige Anschwellung (Fettgeschwulst), die schließlich einen blasenartigen (Cyste) Charakter annahm. Die Sache war schmerzlos, aber doch recht hinderlich. Zuletzt entwickelte sich infolge der Reibung durch die Kleider und infolge der Beweglichkeit des Papstes ein entzündlicher Zustand. Das Fieber nahm zu, und das Befinden seiner Heiligkeit wurde ernst sowohl wegen des hohen Alters des Kranken, als auch wegen der drohenden Vereiterung. Das war der Zeitpunkt, wo für das Fieber kein anderer Grund als die örtliche Entzündung gefunden werden konnte und Leo XIII. sich auf den Rat seines Leibarztes Dr. Lapponi entschloß, den Rat eines Chirurgen einzuholen. Leo kannte meinen Namen; er wußte, daß ich etliche Monate zuvor eine schwere Operation gemacht hatte bei einem hohen Würdenträger der Kirche, der ihm besonders lieb und wert war. Ich wurde also zu seiner Heiligkeit gerufen und erschien zum erstenmal am Dienstag, den 28. Februar, nachmittags 5 Uhr. Mißhelos erkannte ich, daß mein Kollege Lapponi vollkommen recht hatte, nämlich, daß der Fieberzustand lediglich von der Entzündung der Geschwulst herrühre. Die Geschwulst mußte um jeden Preis verschwinden. Leo drückte uns sein volles Vertrauen aus und erklärte, daß er sich uns ganz und gar überließere. Lapponi und ich entschieden uns demgemäß für die Operation. Mittwoch, den 16. März, kurz nach 9 Uhr, ging die Operation vor sich. Wir hielten es nicht für

gut, den Papst zu chloroformieren, und beschränkten uns darauf, das Operationsfeld mit einer Cocainlösung und Chlorür-Neibyl-Pulver gefühllos zu machen. Die Geschwulst hatte den Umfang eines großen Granatapfels, und da es nicht leicht war, sie aus der Haut zu entfernen, entschieden wir uns für einen halbkreisförmigen Schnitt in Gestalt eines Halbmondes. Wir entfernten auf diese Weise die Geschwulst mit samt ihrem tiefstliegenden Teile und trennten sie dann von der sie bedeckenden Haut. Die Operation ging sehr schnell vonstatten; sie dauerte nur 12 Minuten. Gleichwohl fühlte sich Seine Heiligkeit, der eine sehr große Willenskraft an den Tag legte, durch die Schmerzen sehr erschöpft. Auch hielten wir es nicht für günstig, die Gefäße zu unterbinden und eine Naht zu legen, denn die Kräfte des Papstes dürften nicht mißbraucht werden. Wir beschränkten uns auf einen vorläufigen feuchtwarmen Verband. Tags darauf war jeder Blutverlust verschwunden; die Wundränder, die sich etwas aufgestülpt hatten, konnten wieder genau aneinander gefügt werden. Wir versuchten dann die Naht zu legen, allein Seine Heiligkeit litt zu sehr bei jedem Stiche. Wir nahmen unsere Zuflucht zu Pflaster und Kompressen. Am dritten Tage konnten wir bereits eine unmittelbare Heilung feststellen. Die Körpertemperatur war normal geworden und ist so geblieben. Man konnte auf nichts Besseres und Schnelleres hoffen. Thatsächlich hat jetzt der Papst sein gewöhnliches Leben wieder aufgenommen. Die ungünstigen Gerüchte, die verbreitet wurden und deren Quelle man kennt, beruhen auf folgendem: Infolge des Verbandes war die sehr zarte Haut des Kranken ein wenig gereizt, und es zeigten sich einige oberflächliche Schrundungen. Aber das ist ganz unbedeutend, und ich habe das feste Vertrauen, daß der Papst seinen öffentlichen Dienst bald wieder wird ausüben können.“

Ein Vermögen eingebüßt. Das von der bekannten Schriftstellerin Marlitt mit ihren Romanen ererbene Vermögen von etwa 80 000 M. ist, nachdem es durch Erbschaft an einen Neffen der Schriftstellerin übergegangen war, binnen wenigen Jahren zerfallen. Der betreffende Neffe nämlich, der in München ein Agentengeschäft betrieb, wurde vor einigen Tagen wegen betrügerischen Bankrotts zu mehmonatiger Gefängnisstrafe verurteilt.

Tod des „Bandwurmdoktors“ Mohrmann. Der Heil- künster und „Bandwurmdoktor“ Richard Mohrmann, welcher bekanntlich im Laufe der letzten Jahre wegen zahlreicher Kurpfuschereien, Betruges u. z. empfindlichen Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt worden war, ist in äußerst hilfbedürftiger Lage im Armen- und Siechenhause in Frankfurt a. M. verstorben. Erst kürzlich wurde der nunmehr Verstorbene von einer ausländischen Straf- kammer wegen Körperverletzung infolge Mißglückens seiner „Band- wurmbehebungsmethode“ zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt, deren Verbüßung er durch den Tod enthuben ist.

Menelik als Erbschaftsbereiber zurückgewiesen. Lyon, 28. März. Dem Negus ist gestern von dem hiesigen Zivilgerichte eine harte Enttäuschung bereitet worden. Dasselbe hat nämlich einen von ihm erhobenen Erbschaftsanspruch zurückgewiesen und ihn geradezu als unglaubwürdig erklärt. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Vor 2 Jahren starb in einem lyoner Hotel ein gewisser Dubois, der sich als „Botschafter“ Meneliks ausgab und der nach seinem Abgehen als Maurer aus dem Creuse-Departement, Namens Monteils, festgestellt wurde, der durch Gott weiß welche Umstände nach dem fernem Abessinien verschlagen worden war. Die Eltern desselben erhoben Anspruch auf die bei ihm vorgefundene Summe von 8000 Frs., die indes mit seinen Papieren zusammen fürs erste unter Siegel gelegt wurde. Wegen der Geschichte wurden lange diplomatische Verhandlungen mit Menelik eingeleitet, der behauptete, seinem seltsamen Botschafter die bei diesem vorgefundene Summen zu Ankäufen in Europa aus- gehändigt zu haben. Das Zivilgericht von Lyon erachtete diese Behauptung des Negus für nicht genügend begründet und sprach des- halb den Eltern Monteils den Nachlaß desselben zu.

Humoristisches.

Auf der Sekundärbahn. „Sie, Herr Stationsdiener, mit jehent, das erlebt man garnicht, bis der Zug kommt!“ — „Warum denn nicht! Sie sind ja noch ein junger Mann!“
Berechtigter Stolz. „Unser Piccolo macht aber ein stolzes Gesicht!“ — „Ja, der hat sich heut' zum erstenmale ver- rechnet!“

Auflösung des Rätsels in Nr. 75.

A g n e s
M o n a t
S o f i a
E r i k a
G e i e r

Aufgelöst von: Arnold und Walter Sauer, einer Unterlehrerin, hier; Olga, Quintanerin, Ettlingen; Koll, Frankfurt a. M.; einer wahren Freundin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Dirschstraße 9.